

# Für die Jugend.

## Die Maiblumen

Mitten im Walde lag eine kleine Wiese. Die Rehe traten am Abend hinaus in das hohe, saftige Gras, und die Hirsche sprangen darüber hin nach dem klaren Wasserlein, welches am Waldestrand vorbeifloss. Friedvolle Stille herrschte überall, nur selten unterbrochen durch eines Menschen Stimme, obgleich ein schmaler Fußpfad durch die Wiese zum nächsten Dörfchen führte.

Wo am Rande die ersten hohen Büschen standen, wuchsen viele Maiblumen, und als der Frühling gekommen war, dufteten sie gar köstlich. Ein Morgens flog die Amsel zu ihnen herab und sagte verwundert: „Schon aufgeblüht? Ei, das nenn' ich hübsch!“ Und dabei sah sie sich freundlich um in der feinen, weißen Gesellschaft.

Niemand erwiderte etwas, bis endlich die größte Maiblume ängstlich anhub: „Du hast gut reden mit deinem schwarzen, glänzenden Rock! Wir aber sind schlecht behandelt; keine Farbe, keine Pracht, nur kleine weiße Glöckchen an feinen Stengeln haben wir erhalten, und das große, grobe Blatt drängt sich auch noch über einen hinweg.“

„Ja, ja, so ist es!“ riefen alle Maiblumen verdrießlich, „wir sind benachteiligt von Anbeginn der Welt.“

Da lachte die Amsel, blinzte mit den klugen Augen die unzufriedenen Blümchen an und erzählte ihnen, daß, als die Blümlein ihre Farben erhielten, für die Maiblumen keine Farbe übrig geblieben sei. Als Ersatz hierfür hätten sie aber den schönsten Duft auf Erden erhalten.

Die Amsel war zu Ende, und die Zuhörer schwiegen. Da kamen zwei Kinder den Wiesenspfad daher. Sie waren bürstig gekleidet und sahen traurig aus.

„Brüderlein,“ sagte das Mädchen, „wenn wir nur einen Arzt holen könnten für unsre tranken Mutter, dann würde sie bald gesund sein; aber wir sind zu arm dazu.“

„Nun ist uns geholfen; alle Menschen lieben die Maiblumen, und dieses hier sind die ersten. Wir werden so viel Geld dafür bekommen, wie wir nötig haben.“

„Schlechter Gesinnung!“ murmelte die große Blume. Dann gingen die Kinder fort, und es war wieder still im Walde, nur die bunten Vögel summten, und die Blätter der Büsche rauschten leise in junger Lebenslust und Freude. Wöhlisch aber klangen die Töne eines Liedes über die Wiese, und auf dem schmalen Wege erschienen ein junges Mädchen, fast noch ein Kind. Die Augen waren blau, und das Haar schimmerte goldig. Staunend sah sie auf die Vesperpracht rund um sich her.

Da bemerkte sie die Maiblumen und mit dem Aufse: „O, meine Lieblinge!“ lief sie darauf zu, steckte einige an die Brust und ins Haar und sang ein Lied vom wundervollen Mai. Dann setzte sie sich in die Nähe der duftenden Blumen, lehnte den Kopf an den Stamm einer alten Buche, und leise fielen ihr die Augen zu. Die schillernden Vögel kamen geflogen und brachten dem Mädchen einen schönen Traum von zünftigen Glück, und sie lächelte im Schlaf; da schlug die Amsel. Erschrocken wachte sie auf. Noch einmal fuhr sie mit der Hand liebevoll über die weißen Blumen, dann verschwand sie, und nur noch aus der Ferne klang rasselnd ihr Lied von zünftigen Glück.

Die Abendshatten legten sich auf Feld und Wald. Die Maiblumen wollten gerade zur Ruhe gehen, da röntten abermals Schritte vom Wiesenspfade her. Neugierig reckten sie die Köpfe in die Höhe.

Siehe, ein alter Mann kam daher. Sein Haar war weiß und seine Gesichtsbauung. Die Augen waren geschlossen; er war blind. Niemand war bei ihm als sein treuer Hund, der ihn sicher führte. Unter dem Arm hatte der Mann eine Geige, welche er vor den Vätern der Leute spielte. Sein Leben floß dahin in Mühsal, eine Freude hatte der arme Mann nie.

Als er in die Nähe der Maiblumen kam, hob er den Kopf in die Höhe, und über seine vergämten Augen flog ein freudenschimmer. Er setzte sich zu den Blumen und pflichtete mit seinen zitternden Händen einige davon. Thränen rannen aus seinen blinden Augen; der Duft wahrte ihm seine ganze glückliche Kindheit vor die Seele. Er hatte diese Blumen vor allen andern geliebt; sie hatten vor Mitterteins Fenster gestanden, sie hatten später auf ihrem Grabe geblüht.

Die Sonne war untergegangen. Der alte Mann sah noch immer da, sein Pudel ihm zur Seite; er konnte sich nicht losreißen von dem Duft und von der Erinnerung. Die Nacht kam. Alles ruhte, selbst der Wind war eingeschlossen, nur die Maiblumen wachten noch und warteten auf den Schicksal des alten Mannes. Da trat der Mond hinter den Wolken hervor und beleuchtete das friedlich liegende

Anfick des müden Geigers. Dann sagte der blasse Strahl zu den Blumen: „Mariat nicht mehr, der alte Mann ist tot.“

Alle schwiegen; die große Maiblume aber sagte: „Wir haben Unrecht gethan, zu klagen; wir sind nicht vernachlässigt, sondern reich begabete Blumen!“ Alle stimmten mit ein. Das war ein flüchtern und Raufchen in der Frühlingsnacht.

## Diamanten.

Im Jahre 1475 erforderte Ludwig von Bergen aus Brügge in Flandern die Kunst, Edelsteine zu schleifen. Er schloß sie, wie noch jetzt, mit Diamantpulver auf Drehscheiben von Gußeisen oder Stahl. Damit belamen sie einen hohen Wert. Die unscheinbaren rohen Steine leuchteten nun in reinen Farben und gaben den Personen, welche sie trugen, einen hohen Schmuck. Besonders werthvoll wurden die Diamanten, denn diese überragten alle übrigen Edelsteine an Schönheit. Ein Karat kostet vom geschliffenen Diamant 50 Dollars. Je größer jedoch der Stein wird, desto höher wird der Preis.

Es mutet uns wie eine sagenhafte Erzählung an, wenn wir hören, daß im Jahre 1870 Diamantfucher, die den Diamanten in Afrika im Flußlande des Baals, des Baals, des Modders und des Dranjesslusses nachgingen, zufällig beim heiligen Kimberley ein Kind mit einem Diamanten, den es für einen blanten Rieselstein hielt, spielen sahen. Sie forschten nach und fanden am Hange eines klaren Hügelchens, wo das Kind den Stein aufgelegt hatte, Diamanten. Der Hügel bestand aus einer müden gelblichen Erde. Man grub tiefer, die Erde nahm eine braune Färbung an; und da man noch immer Diamanten fand, hob man das Loch weiter aus, bis man auf das diamantführende Gestein stieß, als dessen Verwitterungsprodukte der braune Boden anzusehen ist.

Man hat bereits sehr große Diamanten gefunden. Der Diamant des Radisha von Matun auf Borneo wiegt 367 Karat und ist dabei klar wie Wasser. Sein Wert beträgt mehrere Millionen Thaler. Der Schah von Persien besitzt zwei Diamanten im Gewicht von 252 und 162 Karat. Der russische Kaiser hat zu Petersburg einen Diamanten von 194 Karat. Einen anderen kostbaren, wasserhellen Diamanten von 86 Karat erhielt der russische Kaiser von einem persischen Prinzen zum Geschenk, als er in Petersburg zu Besuch war. Im französischen Schatz ist ein Diamant, der den Namen „Regiment“ oder „Bitt“ führt; er wiegt 163 Karat und hat einen Wert von 3 Millionen Thaler. Der größte Diamant des sterreichischen Staatschatzes ist der sogenannte „Böhmische“ oder „Tosaniische“. Er ist 139½ Karat schwer, doch von etwas gelblicher Farbe. Der größte Diamant aber der Erde ist der Koh-i-Nur oder Lichtberg. — Er befindet sich im Besitze der Königin von England. Ungeschliffen wog er noch 288 Karat.

Die Lebensgeschichte dieses Königs der Diamanten ist folgende: In den frühesten Zeiten war der Stein im Besitze der indischen Fürsten zu Matura. Als die Muhammedaner Indien eroberten, kam er in den Besitz des Mongolenherrschers Mahmud Badshah in Delhi. Radir-Schah suchte den Mahmud. Hier wurde er von dem berühmten Steine und in Stunde an suchte er in seinem Besitz zu kommen. Da wird ihm gesagt, daß Mahmud Badshah den Stein in seinem Hauptbande trage. Als nun Radir-Schah unter großer Feierlichkeit sich verabschiedete, trug er auf dem Haupte eine kostbare persische Schaffelmütze, die, mit der königlichen Binde umwickelt, von den kostbarsten Perlen umgeben war. Der Abschied war rührend und beide Herrscher gelobten sich vor allem Volke und vor den Großen des Reiches ewige Freundschaft und Brüderlichkeit. Da entblöhte Radir-Schah sein Haupt und reichte Mahmud Badshah zum Zeichen der Betätigung des Bundes die Schaffelmütze dar. Mahmud Badshah war nach der Sitte des Landes jetzt verpflichtet, seine Hauptbedeckung dem Radir-Schah zu reichen. Er begann sich darüber keinen Augenblick, nahm seinen Turban ab, reichte ihm den Radir dar und setzte dessen Mütze auf. Unter den erneuten Versicherungen der Freundschaft trennten sich die beiden Herrscher. Radir-Schah zweifelte noch, in den Besitz des Steines gekommen zu sein, denn Mahmud hatte bei der Hingabe seines Turbans nicht eine Miene bezogen. Als Radir in seinem Zelte den Turban aufwickelte, fand er hier ein Päckchen und darin den Koh-i-Nur. Seine List hatte ihn zum Ziele geführt.

Nach dem Tode Radir-Schah's kam der Stein nach Kabul und 1812 floß mit demselben der Schah Schujah nach Lahore zum Runjit-Schah, dessen Schah er anbot. Als Runjit hörte, daß Schah Schujah den Koh-i-Nur beabsichtigte, den Koh-i-Nur zu bringen, obgleich er kein Kenner von Edelsteinen war. Die unglückliche und bereits von den Feinden geliebte Gemahlin des Schah Schujah, die Wuffo Bejum, welche auch den Schah Runjits zugesagt bekommen hatte, besah den Stein. Wuffo wollte den Stein nicht ausliefern. Da ließ sie der araufame Runjit ein ganzes Jahr überwachen, ins Gefängnis wer-

fen und alle ihre Habe wegnehmen. Endlich erbot sich der Gemahl der Wuffo, den Stein zu überreichen.

Am 1. October 1813 kam Runjit nach Schahera, wo Schujah mit seiner Gemahlin wohnte. Er hatte mehrere seiner Vertrauten und einige Kenner des Steines mitgebracht. Bei der Begegnung begrüßte man sich und setzte sich still nieder. So verwickelten die Versammelten eine volle Stunde bei einander, keiner wagte das Schweigen zu unterbrechen. Endlich gab Runjit einem seiner Vertrauten ein Zeichen, den Schah Schujah an den Thron der Zusammenkunft zu erinnern. Schujah winkte einem Sklaven, der alsbald ein Päckchen brachte, das er in gleicher Entfernung zwischen den beiden Herrschern niederlegte. Jetzt schaute sich Runjit, das Päckchen ergreifen zu lassen und dieselbe Stille wiederholte sich auf längere Zeit. Da stand er entschlossen auf und ließ das Päckchen aufwickeln. Der Koh-i-Nur war in seinem Besitze. Aber der Anblick dieses Kleinods beschämte ihn; er fragte den Schujah nach dem Preise des Kleinods. Dieser antwortete: „Djuti!“ d. h. „Schmach, Schimpf.“ Schujah verließ empört und stolz wie ein Sieger den Ort, während Runjit beschämt mit seiner Leute weging.

Lon Lahore ist der Stein, als England Besitz von diesem Lande nahm, in den Besitz der Königin von England gekommen.

## Unbedachtame Leute.

„Lieber Willh, abgesehen davon, daß ich es nicht gerade als pfeffend für einen so großen Jungen, wie du es bist, erachte, auf offener Straße Bananen zu naschen, finde ich es auch höchst tadelnswert, daß du die Schule wegwirfst, gerade den Fußgängern in den Weg. Bedenke doch, welches Unheil du damit anrichten kannst!“

Der also von mir angeredete hübsche Junge war irren gelassen und sah mich in ratloser Verblüfftheit an. Daß man auch noch beim Bananenessen denken soll, schien ihm ganz außer seinem Verstande zu liegen.

Ich schob mit der Fußspitze die vor mir liegende Schule in den Hintern, während ich sagte: „So, hier magst du liegen; hier gefährdest du wenigstens nicht die Gesundheit, ja das Leben der Fußgänger.“

Willh's offenes Gesicht, aus dem ein Paar große, blaue Augen treuerzig hervorblickten, zeigte sich jetzt ganz in die blutrote Farbe der Beschämung getaucht.

„Ich will zurückgehen, Onkel,“ sagte er nun leise, „und die Schule aufheben, die ich weggenommen habe.“

„Thue das, mein Junge,“ antwortete ich. „Die verlorene Zeit holst du dann durch einen gemäßigten Sturmschritt wieder ein. Wie oft magst du dich schon durch etwas minder Wichtiges auf dem Wege von der Schule nach Haus verspätet haben. Uebrigens: Hoff du heute Nachmittags etwas Besondere vor? Wenn nicht, so könntest du mich um fünf Uhr zu einem Spaziergange abholen.“

„O, Onkel!“ Das Gesicht des Knaben glänzte vor Freude, als er dies ausrief.

„Bist!“ machte ich, „glaube nicht, daß ich die Absicht habe, dich für deinen Leichtsinne nach zu belohnen. Wir werden einen Spaziergang machen durch die Anlagen hinaus und dort jemand besuchen, dessen Anblick dir eine gute Lehre sein soll, mein Junge. Also um fünf Uhr pünktlich erwarte ich dich.“

Als ich in der siebenten Stunde mit Willh der inneren Stadt wieder ausritt, sah der hochaufgeschöpfene Blondkopf blaß aus. Seine eigentümlich geschwungene Oberlippe zuckte unwillkürlich vor innerer Erregung, und seine Augen hatten einen feuchten Glanz.

„Nicht wahr,“ fragte ich, nachdem wir eine Weile stumm neben einander hergeschritten waren, „die arme, alte Frau thut dir leid, Kind?“

„O, so unendlich leid, Onkel! Und zu denken, daß eine Bananenschale, die auf dem Seitenweg geworfen worden war...“ Er stockte und schüttelte den Kopf. Dann fuhr er fort: „Ich wünschte, ich könnte die besagte arme Greisin, wie sie so elend und unter Schmerzen an der Krücke durch ihre Dachkammer humpelt, riesengroß an den Himmel malen und darunter schreiben mit einer feurigen Feder: „Unglücklich und zum Krüppel geworden durch das Ausgleiten auf einer Bananenschale!“ Vielleicht würde dann doch mancher gebantenlose Junge abgehalten werden, so zu handeln, wie ich heute Morgen.“

Wie schön mein Neffe in diesem Augenblicke aussah! Die flammende Begeisterung für etwas Gutes wirkt immer verklärend.

„Onkel,“ fuhr der Knabe jetzt fort, indem er meine Hand ergriß und mit Wärme drückte, „ich danke dir für deine gute Lehre. Nie werde ich, und wenn ich noch so alt würde, das blasse, fahle Gesichtchen der armen, kleinen Frau Greisinger vergessen, nie den milden Ausdruck ihrer guten, braunen Augen, als sie mit sanfter Stimme sagte: „Ach, der arme Sünder, der mich um meines Lebens Glück gebracht. Er wußte ja nicht, was er that.“ — Meinen Kameraden allen erzähle ich von der Frau Greisinger, und alle Jungen, die ich Bananenschalen wegwerfen sehe, halte ich auf offener Straße an und warne. Und wenn es rohe Ven-

gel sind, die mich auslachen, dann — hier bligte sein Auge kampflustig — „dann haue ich sie einfach durch. Jeder Schlag wird mir ersichnen, wie eine Sühne für die arme Greisinger, über die so viel Jammer und Not hereingebrochen, wegen einer Bananenschale.“

„Dein Eifer ist löblich, lieber Willh,“ sagte ich, „du darfst dich aber in den Mitteln, denselben zu betätigen, nicht vergriffen. Zudem müßtest du mit deinem Gerichte dann auch über Erwachsene hereindringen, denn auch unter diesen gibt es nur zu viel Unbedachtame, die sich der möglichen Folgen einer an sich unbedeutend erscheinenden Handlung nicht beduht sind.“

„Weißt du, Onkel,“ sagte Willh, nachdem er genug gehört, „eine recht gefährliche Mode ist es auch die Stöcke und Schirme unter dem Arm zu tragen, daß die Spitzen hinten herausstehen. Das mit den Schalen und dem Wegwerfen von weichen Dingen habe ich mir noch gar nicht so überlegt, aber die Gefahr der eben erwähnten Unbedachtamkeit sticht in die Augen.“

„Ja, und die Augen unserer Mitmenschen werden dabei in Gefahr gesetzt, gerade wie durch die zu lang hervorstehenden Hutnadeln bei den Damen. In großen Gedränge haben diese schrecklichen Dinger schon manchen fürchterlichen Schaden angerichtet,“ bemerkte ich.

„Solche gemeingefährliche Dinge sollten von der Polizei verboten werden,“ meinte Willh.

„Freilich, du hast ganz recht,“ pflichtete ich bei und fuhr dann fort: „Ebenso wie das leichtsinnige Gefährden der Passanten durch allerhand auf den Fußweg geworfene Gegenstände. Aber selbst beim Spiel, beim unbedachtamen Spiel und unüberlegten Scherz können Menschenleben gefährdet, kann die Gesundheit von Menschen untergraben werden.“

„Ja,“ meinte Willh lebhaft, „ein Vetter von Arno, meinem Freunde, hat ein Auge durch einen dummen Scherz verloren. Ein Bekannter von ihm, ein wilder Junge, hielt eine Seltenerwasserflasche, an deren Stöpsel bereits die Drähte gelodert waren, auf ihn zu und rief: „Steh, oder ich schiele!“ Sie hatten nämlich Räuber und Polizei gespielt, Onkel. Wöhlisch flog der Stöpsel ab und Arnos Vetter gerade ins Auge, das augenblicklich auslief. Er trägt jetzt ein Glasauge, der arme Junge.“

„Ein höchst verwerfliches Gebahren ist auch,“ ergänzte ich, nachdem ich mein Bedauern geäußert, „daß bei euch Jungen, aber auch bei überreifen Erwachsenen beliebt Prellen oder Verieren. Hierzu gehört der geistlose sogenannte „Spah“, drei Stühle so nebeneinander zu stellen, daß der mittlere mit dem Stuhl nach hinten kommt; dann wird ein Tuch über das Ganze gedeckt und nun jemand veranlaßt, auf der des Untergrundes entbehrenden Stelle Platz zu nehmen. Selbstverständlich fällt er nun auf zu Boden, was von den „wichtigen“ Spielveranfassern mit Gelächter begrüßt wird. Schon der Scherz kann aber auf eine zarte Konstitution auch nachteiligste Wirkung, wie viel mehr noch der Fall. Dieser hat schon häufig eine Gehirnerschütterung, Darmverengung und ähnliche schreckliche Folgen herbeigeführt. Ein junges, schönes Mädchen hat sich bei einer solchen Gelegenheit die Jungenspiße ab. Dadurch war ihre ganze Zukunft zerstört. Sie besaß nämlich ein bedeutendes dramatisches Talent und sollte in wenig Wochen ihre erste Stellung an einem größeren Theater antreten, von wo aus sie sich bald den Weg zu unseren besten Kunstinstiuten gefunden haben würde. Die Verwundung der Jungenspiße auf die Wollaut, die Deutlichkeit der Sprache ihr zerstört; Folgen eines unbedachtamen Scherzes, Kind, der in seiner Noheit und Gesinnungslosigkeit diesen Namen nicht einmal verdient.“

„Onkel,“ bemerkte Willh nachdenklich, „wir müssen noch oft über diesen Gegenstand sprechen. Ich fühle, wie nützlich, wie belehrend, wie warnungsvoll dies für mich sein wird.“

„Gern ich ich dazu bereit, mein Sohn,“ antwortete ich liebevoll. „Ich werde dann Veranlassung haben, oft und viel mit dir zu plaudern. Denn schier unergründlich ist das Thema von dem Unheil, das sie anrichten, die unbedachtamen Leute.“

## Rohlen nach Deutschland.

Mit dem Dampfer „Kaiser Wilhelm der Große“ hat dieser Tage Hr. Carl Merckens, ein Großindustrieller des Ruhr- und Wuppergebietes, die Rückreise nach der alten Heimath angetreten. Eine ganz eigene Mission war es, die Herrn Merckens über den Ocean herüber brachte, so eigenartig, daß es angeblich die englische Regierung für notwendig befunden hat, den deutschen Konsulanten so ganz im Geheimen beobachten zu lassen. Schon längst ist es kein Geheimniß mehr, daß sich die deutsche Industrie vom englischen Kohlen- und Erzmarkt freizumachen versucht, und beinahe selbstverständlich ist es da, daß das deutsche Auge nach unseren Rufen sich richtete, wo die glückliche Erde beinahe unergründliche Quantitäten der schwarzen Diamanten, wie des besten Erzes birgt. Nur die großen Entfernungen waren es seither, welche Kohlen und Erze in bedeutenderen Quantitäten vom deutschen Markt fern hielten. Hr. Mer-

ckens soll nun, so erzählt man sich, einen Schritt gethan haben, der geradezu epochenmachend werden dürfte. Nicht weniger, als 50,000 Tonnen bituminöser Kohle pro Monat soll der Großindustrielle für den Export nach Deutschland angekauft haben. Von der Größe dieser Quantität macht man sich erst einen Begriff, wenn man bedenkt, daß monatlich 25 Dampfer erforderlich sein würden, um diese Massen zu befördern. Auch Contracte zur Lieferung von Roheisen soll Hr. Merckens abgeschlossen haben.

## Cooperative ärztliche Hülfe.

Die Erfolge des neuen Bostoner „Emergency“-Hospitals für Lohnarbeiter, welches nach dem Kooperationsplan betrieben wird, sind so zufriedenstellend und erfreulich, daß es wohl gestattet sein mag, noch einmal darauf zurückzukommen.

Ein neues Hospital kann das Institut eigentlich nicht genannt werden, denn es bestand schon früher, neu ist nur die Art und Weise seines Betriebs, bezw. der Beschaffung der Mittel zur Unterhaltung des Krankenhauses — die Anwendung des Gedanken der Cooperation. Die Einkünfte des Hospitals bestehen, wie schon früher ausgeführt wurde, in den Einnahmen aus dem Verkauf von Mitgliedsarten an Lohnarbeiter zu je \$1 das Jahr und dem Verkauf von Medicinen. Inhaber von Mitgliedsarten sind während des Jahres zu kostenfreier Behandlung in dem Hospital berechtigt, wenn ihre Krankheit derart ist, daß sie in einem Hospital verpflegt werden müssen; andernfalls, das heißt also bei milderer Krankheit, oder wenn sie vorziehen, in ihrem eigenen Heim zu bleiben, haben sie nur die Medicinen zu bezahlen, die ärztliche Behandlung ist frei. Während der letzten sechs Monate stellten sich nun die Einnahmen auf \$22,444, während die laufenden Ausgaben nur \$26,479 betragen. Nach Abzahlung alter Schulden im Betrage von \$3000 blieb dem Hospital ein Reinerüberschuß von nahezu \$3,000, während dasselbe Hospital früher, als es noch nicht auf den Kooperationsplan gestellt war, fortwährend mit Verlusten arbeitete und finanzielle Schwierigkeiten hatte. Daß bei dem geringen Beitrag von nur \$1 das Jahr von jedem Mitglied so gute finanzielle Ergebnisse erzielt wurden, erklärt sich daraus, daß nur vier von hundert Personen im Laufe des Jahres Hospital-Behandlung nötig haben oder nötig haben sollen.

Ob dieses Verhältnis allgemein zutreffend ist, das kann nicht mit Bestimmtheit gesagt werden. Es dürfte sich aber ohne sehr viel Mühe feststellen lassen, ob dem so ist, und wenn, dann dürfte sich die Einrichtung von Krankenhäusern nach dem Cooperationsplan auch für andere Städte mit großer Arbeiterbevölkerung empfehlen. Das Beste an dem ganzen Unternehmen ist darin zu sehen, daß es von jeder Spur von Wohlthätigkeit frei ist. Der Bürger mag ja jetzt ein gewisses Recht haben in den Hospitälern, die durch wohlthätige Gesellschaften oder die Stadt unterstüzt werden, freie Behandlung zu erwarten, aber ein solches Recht kann doch immer nur ein Recht auf die Anteilnahme an den Früchten der öffentlichen Wohlthätigkeit sein. Der Mann, der durch seinen Beitrag von \$1 das Jahr Mitglied der Hospital-Gesellschaft wird, hat aber sein Recht auf Aufnahme, bezw. Behandlung nur sich selbst zu danken, und das ist noch etwas ganz Anderes. Es bleibt für den Arbeiter, der gewohnt ist, sich auf sich selbst zu verlassen, beinahe ein sehr unangenehmes Gefühl, um kostenfreie Verpflegung bitten und erklären zu müssen, daß er nicht in der Lage ist, die Kosten seiner Behandlung und Verpflegung zu bezahlen.

Wenn das „Wage Earners“ Emergency Hospital“ in Boston in medizinischer Hinsicht das leistet, was man heuteutage von einem Krankenhaus erwarten muß, und eine gründliche Prüfung des Unternehmens von Seiten tüchtiger Rechnungsführer ergibt, daß es auch auf die Dauer lebensfähig ist, dann sollte das in Boston angeordnete Beispiel Nachahmung finden. Der Erfolg in Boston hat den Oberarzt des dortigen Hospitals, Dr. Geo. W. Galvin, veranlaßt, in Lowell, Mass., ein Zweig-Hospital zu gründen. So wie dieses im Gange ist, sollen andere ähnliche Städte mit großen Arbeiterbevölkerungen an die Reihe kommen.

## Gold in Bäumen.

Es ist unter Bergleuten eine weitverbreitete Ansicht, daß über Erzlagerstätten oftmals bestimmte Pflanzen wachsen, die anzeigen, daß dort Erz in der Erde ist. Der Pflanzenteiler weiß ja, daß viele Pflanzen nur auf ganz bestimmten Dertlichkeiten und Bodenarten am besten gedeihen und finden wir an einem Standorte kalt- oder salzliebende Pflanzen, so wissen wir ohne weitere chemische Untersuchung, daß der Boden dort reich an Kalt, Salz oder (bei anderen Pflanzen) viel Feuchtigkeit enthält u. s. w. Dieser Zusammenhang steht fest. Könnte es nun nicht auch Pflanzen geben, die für gewisse Metalle, z. B. Eisen, Gold, Silber u. s. w. eine besondere Vorliebe haben und dort am besten gedeihen, wo diese Metalle in auffaugbaren Lösungen vorkommen. Diese Frage ist einwandfrei noch nicht beantwortet, sie ist insofern auch noch schwierig zu beantworten, weil wir nicht wissen, ob und wie zum Beispiel Goldlagerstätten durch Wasser

ausgelugt werden können. Dr. G. E. Lungevich in New York hat nun dafür neuerdings einen interessanten Beweis erbracht. Bekanntlich enthält Meerwasser neben Silber, Nickel, Kobalt, Zink und anderen Metallen auch Gold. Der Nachweis davon ist chemisch schwierig, leichter zufolgender biologisch zu führen. Wenn nämlich Thiere, die ausschließlich im Meere leben, in ihrem Körper eines oder mehrerer der genannten Metalle aufspeichern, so müssen diese im Meerwasser enthalten gewesen sein. Dr. Lungevich machte sich diese Thatsache für den Nachweis von Gold im Süßwasser nutzbar; sollte Gold in Tagwässern löslich sein, dann müssen Lebewesen, die von solchen Goldlösungen sich nähren, dieses Metall in um so größerer Maße in sich aufspeichern, je länger solche Lösungen ihnen als Nahrung gebietet haben. Thiere, wie beim Nachweise des Goldes im Meerwasser, fassen für seine Forschungen bei der örtlichen Natur der Goldlagerstätten auf dem Lande nicht in Betracht; Dr. Lungevich benutzte daher Bäume, die unmittelbar auf Goldlagerstätten wachsen. Die Baumstämme wurden entrinde, in passende Stücke zerstückt und diese auf blankem Eisenblech verascht. Vieß sich in der Asche Gold nachweisen, dann war also tatsächlich in dem Gold das Gold vorhanden gewesen. Der Versuch ergab, daß die sogenannten Eisenhölzer in dem der Wurzel nahe liegenden Stammstück stets Gold enthielten, dem Wert nach zwischen 10—40 Cts. auf die Tonne Holzmasse. Und sonderbarer Weise war in den Ästen der Bäume noch mehr Gold (bis \$1.10) nachweisbar, als in den Stammstücken an der Wurzel. Diese interessante Thatsache gestattete den wichtigsten Schluss, daß Gold sich gelöst in Tagwässern, die mit Goldlagerstätten in Verbindung gewesen sind, befinden kann aber diese Lösung ist so ungemein verdünn, daß schon die ungemessene Thätigkeit ungezählter Zellwände der Baumstämme dazu gehört, um es zu wägbaren Mengen zu verdichten — oder es müßte eine derartige Zusammenlegung haben, daß die Zellthätigkeit das Gold daraus nur schwer abzuscheiden vermöchte. Welcher chemische Vorgang Gold in Wasser lösbar macht, hat Lungevich noch nicht ermitteln können; vielleicht spielen Salpeterbakterien dabei eine Rolle. Kochsalz, Säuren (Humusäure, Spuren von Schwefel- und Salpetersäure) sind da überall im Erdboden vorhanden, wo organische Stoffe der Zersetzung unterliegen. Und wenn Kochsalz zusammen mit Salpeter- und Schwefelsäure auf Gold einwirkt, so muß Goldchlorid entstehen, das wieder mit Zersetzungserzeugnissen oder anderen Stoffen, die das Wasser aus dem Boden auslaugt und den Saugwurzeln der Bäume als Nährstoffe zuführt, Verbindungen eingehen könnte, die die Baumwurzeln aufzunehmen vermögen.

Die Londoner königliche Geographische Gesellschaft hat ihren Sammlungen in diesen Tagen eine werthvolle Reliquie einverleiben können, ein heiliges Andenken an Livingstone. Als die Geographie in Afrika vertrieben, balsamirten seine Leiche seinen Körper ein und brachten ihn zur Küste. Die Gebeine des großen Forschers ruhen jetzt dort, wo die großen Männer Englands den ewigen Schlaf schlafen, in der Westminster-Abtei, sein Herz aber wurde unter dem Baume begraben, unter dessen Zweigen er seinen letzten Seufzer ausgehaucht hatte. Ein Mann von der Expedition schnitt eine Inschrift in den Baum ein und gab Kitambo, dem Hülftling der Eingeborenen, den strengsten Befehl, stets dafür zu sorgen, daß das Gras auf dem Plage und der Umgegend sofort abgemäht würde. Nur so war es möglich, den Baum vor den verderbenden Aufschauern zu schützen, die alljährlich über das Land ziehen und so viele Bäume zerstören. Der Hülftling Kitambo starb kurze Zeit darauf und wurde unter demselben Baume begraben. Sein Nachfolger verließ mit den Eingeborenen das Dorf und siedelte sich in einer Entfernung von etwa 10 Meilen wieder mit seinen Leuten an. Aber wie durch ein Wunder entging der Baum, unter dem der totpbare Saag begraben war, der Zerstörung. Zwanzig Jahre lang betrat kein weißer Mann die Stelle, obwohl Dr. Livingstone's Tochter eine Bronzetafel ausbande, um den Ort zu bezeichnen, an dem das Herz ihres Vaters lag, und obwohl die Geographische Gesellschaft anfänglich Geheime an die Hülftlinge absandte, um sie zum Schutze des Ortes zu veranlassen. Nach vielen Anstrengungen gelang es schließlich dem neuen Kitambo auszubändigen, der dieselbe dann unter dem Baum eingruben ließ. Aber unglückliche Weise wurde die Platte bald darauf von einem arabischen Seelenshändler gestohlen, der gerade das Land durchstreifte. 1899 brachte endlich Herr Codrington das Stück Holz mit der Inschrift, das einen so großen historischen Werth besitzt, zurück. Es liegt heute im Kartenzimmer der Geographischen Gesellschaft. Es ist merkwürdig und leicht geworden, aber die Worte „Dr. Livingstone 4. Mai 1873“ sind noch deutlich zu lesen, und man wird alles thun, um die kostbare Reliquie zu conserviren. Sie wird dann gewiß Jahrhunderte lang eine Lebenswürdigkeit der Geographischen Gesellschaft bilden.